

GUNTER GABRIEL



Foto P/F/H

### Mann-Denker

Da haben sich Bundestagsabgeordnete tage- und nächtelang mit ihrem Gewissen gequält, haben es ergründet oder vorgeschützt, um „ja“ zum Einsatz deutscher Truppen in Afghanistan zu sagen. Hätten sie auf Gunter Gabriel gehört, wäre ihnen das erspart geblieben. Denn er, der Liedermacher von einst, weiß heute, wann Ehre vor Gewissen geht. Er stehe zu deutschen Truppeneinsätzen, so erklärte Gabriel öffentlich, egal, „ob der Krieg gerechtfertigt ist oder nicht. Kosovo oder Afghanistan – wetten, daß wir da auch noch hinkommen? Ich bereite das Feld schon mal vor.“ Letzteres tut er momentan dort, wo man von Heimatfront spricht: Gabriel tourt durch deutsche Kasernen. Besuch und Reaktion sind eher lau, ganz anders als im Kosovo, wo er vor einem Jahr die Bundeswehrfeldlager mit Liedern wie diesem beglückte: „Es steht ein Haus im Kosovo, das ist zerbrochen und leer. Doch die Jungs aus good old Germany, die stell'n es wieder her.“ Bei dieser neuen Version von „House Of The Rising Sun“, so Gabriel, „sind die Jungs ausgerüstet, mit Polonaise über die Bühne und der General rief: „Kommt jetzt das Deutschlandlied?“

Der Sänger hat solchen Enthusiasmus lange missen müssen. Denn es waren nur drei Lieder, mit denen, und zwei lang zurückliegende Jahre, während derer er Massen zum Ausrasen bewegte: „Hey Boß, ich brauch' mehr Geld“ war 1974 ein Hit direkt aus dem Herzen der studentenbewegten Proletariatsromantik. Desgleichen der tränenverbeißende Fernfahrer-Song „Er ist ein Kerl“. Beide Lieder umwetzte Authentizität so wie den Sänger die Fransen seiner Lederjacke. Nie vergaß er darauf hinzuweisen, daß er, geboren am 11. Juni 1942 in Bünde, als gelernter Maschinenschlosser wisse, wovon er singe. Der dritte Hit, „Komm unter meine Decke“, schwebte 1975 auf den Flügeln der neuen deutschen Libertinage und bahnte Jürgen Drews und dessen „Ein Bett im Kornfeld“ den Weg.

Diesem Kollegen, der auch seit fünfundzwanzig Jahren vom Jugendvergnügen zehrt, hat Gabriel jetzt geraten, ein Feldbett aufzuschlagen. Als Vorbilder empfiehlt er die amerikanischen Künstler, die nach dem 11. September für New York und die Opfer des Terrors „Lieder, die ans Herz gehen“ sangen. „Was würden unsere Stars singen, wenn so ein Ding in den Reichstag stürzt?“

Gunter Gabriel braucht sich das nicht zu fragen: Gut hat er noch Freddy Quinns „Hundert Mann und ein Befehl“ im Gedächtnis, die deutsche Version von „The Green Berets“, mit dem 1966 die gleichnamige amerikanische Elitetruppe in Vietnam gefeiert worden war. Daß Quinns Version Kadavergehorsam mit Krokodilstränen verklärte, ist Gabriel offenkundig entgangen. Und auch, daß Pete Seegers „Where Have All The Flowers Gone?“ im Original wie in der 1964 gesungenen deutschen Fassung der ehemaligen Truppenbetreuerin Marlene Dietrich die Sinnlosigkeit aller Kriege anprangert. Er singt es, seit er im Kosovo „dieses Mannsein-Gefühl“ erlebte, als Lied vom ewigen Schicksal aller Männer. Ob er schon Nicos „Ein bißchen Frieden“ übt oder gar die Sängerin zur moralischen Aufrüstung deutscher Soldaten aufgefordert hat, wissen wir nicht. Aber wir ahnen nun, was ihn befähigte, mit „Wenn du denkst du denkst, dann denkst du nur du denkst“ den Hit des Jahres 1975 zu texten. DIETER BARTETZKO

## Grüß Marx, liebe Freunde!

Da bin ich, der König der Durchstreicher: Jacques Derrida wird in Sofia wie ein Staatsgast empfangen / Von Andreas Rosenfelder

Fast möchte man Bulgarien für eine Erfindung halten. Im Westen Europas ist das kleine Land am Schwarzen Meer ohnehin kaum mehr als ein Gerücht: Kein Zufall wohl, daß ausgerechnet der bulgarische Geheimdienst seit Jahrzehnten durchs Dämmerlicht der Legenden geistert, wo er mal mit vergifteten Regenschirmen, mal mit erfundenen Hufeisenplänen in Verbindung tritt. Weder als Quelle noch als Stoff von Nachrichten steht Bulgarien für sonderlich klare Botschaften ein. Ganz ähnlich liegen die Dinge im politischen System des Balkanstaates, wo sich der Satz vom vermeidenden Widerspruch vollständig aufgehoben findet: Im Sommer künden die rund acht Millionen Bürger den ehemaligen Zaren Simeon Saksoburgotski zum Ministerpräsidenten, am Wochenende stellten sie ihm den ehemaligen Kommunisten Georgi Parwanow als Präsidenten zur Seite. Wer ja sagt, muß auch nein sagen – bei soviel Willen zum Paradox wundert es den Landesfremden kaum noch, wenn der Reiseführer ihm unter der Rubrik „Bloß nicht!“ einschärft, daß ein Kopfschütteln in Bulgarien Zustimmung verheißt, wohingegen das Nicken als Zeichen der Ablehnung dient.

Die denkbar unterkomplexe Empfehlung des schmalen Taschenbuchs lautet, den Kopf beim Reden nach Möglichkeit stillzuhalten. Vielleicht jedoch kommt um die Zwickmühlen der Doppelbindung nicht umhin, wer heute das Leben am Rande Europas verstehen will. Wenn Bulgarien eine Erfindung wäre, müßte der französische Philosoph Jacques Derrida wohl eine Verzichtserklärung bezüglich der Patentrechte unterschreiben. Zu viele Begriffe seiner Philosophie – deren doppelte Gesten nie eine Heimstatt auf der geistigen Landkarte bezeichnen – finden sich hier gleichsam in den Raum gebettet. Das andere Kap, die vertagte Demokratie, Marx' Gespenster: Fast ließe sich die geographische, politische und historische Grenzposition des Balkanstaates allein mit den Titeln der im letzten Jahrzehnt entstandenen Arbeiten Derridas beschreiben.

Fast scheint es auch, als könne die Schule der Dekonstruktion – die ihre eigene Anwendbarkeit immer in Frage gestellt hat – nun einfach die klassische Marschrichtung des Weltgeistes umkehren und aus dem Westen, wo sie vor allem an ästhetische Traditionen angeschlossen wurde, gen Osten in ihre ethische Bestimmung ziehen. Der schiere Name der „Dekonstruktion“, der seinen Elan im Westen weithin eingebüßt hat und der zumindest als Tagungstitel nicht mehr zieht, klingt in den ideologisch zerklüfteten Schluchten des Balkan noch wie ein ermutigender Kampfruf. Wo nach den Umbrüchen des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts vor allem die Identitätsfiktionen blühten, da steht eine Philosophie der Bruchlinien fast auf der politischen Agenda.

Daß jene dreitägige Konferenz zum Werk von Jacques Derrida, welche das in Sofia ansässige „Haus der Wissenschaften vom Menschen und von der Gesellschaft“, das Goethe-Institut Inter Nationes sowie das Institut Français nun in der bulgarischen Hauptstadt ausgerichtet, ausgerechnet aus Mitteln des Stabilitätspakts für Südosteuropa bestritten wurde, gibt der ganzen Ironie der Lage Ausdruck: Auf dem Gebiet des Diskurses soll die Untergrabungsarbeit der Dekonstruktion genau das leisten, was Brückenbauer auf dem der Infrastruktur vermögen.

Derridas Gastspiel in Sofia, das unter dem Titel „Der monstros Diskurs: Der Balkan und Europa – Dekonstruktion des Politischen“ eine wechselseitige Überlagerung von Territorium und Theorie nahelegt, versetzte den einundsiebzigjährigen Philosophen, der sich ausgiebig dem Feld hermeneutischer Zustellungsprobleme gewidmet hat, endgültig in die Rolle des Botschafters. Seine Begrüßung im zum Bersten vollen Tagungsraum des Hilton trug jedenfalls alle Züge eines diplomatischen Großereignisses. Exzellenzen füllten die vorderen Reihen, und sogar der Bildungsminister verlor einige Worte über die Sprache der Mon-

ster. Auch die bis an die Rückwand gedrängte Studentenschaft, die am Publikumsmikrofon die Kenntnis noch der entlegensten Derrida-Stellen unter Beweis stellte, verkörperte ein beinahe sakrales Warten auf das gesprochene Wort.

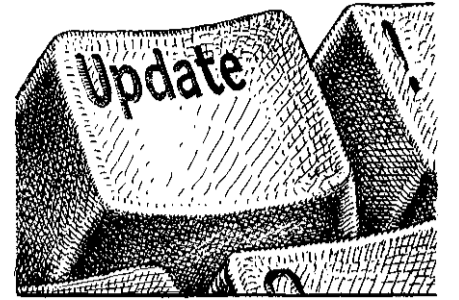
Es sollte – auch wenn die Zahl der Übersetzungsgeräte nicht für alle Besucher ausreichte – keinesfalls enttäuscht werden, denn die Stimme Derridas bildete, nicht nur was den Verbrauch von Redezeit anging, das fast unhintergehbare Kraftzentrum der Tagung. In wahren Kaskaden des Kommentars nahm der französische Gast zu fast jeder geäußerten Stellungnahme ausführlich seinerseits Stellung, was – der bekannten Bescheidenheitsrhetorik zum Trotz – den Verdacht nahelegte, ihm fehle mitunter die Fähigkeit, die vielbeschworene Rede des anderen als solche stehen zu lassen und sich der eigenen Stimme zu enthalten. Freilich korrespondierte der Part des Meisters, den Derrida in Sofia ungewöhnlich deutlich übernahm, einer in Deutschland kaum noch vorstellbaren Lernbegierde. Denn Theoriebegeisterung, so zeigten auch die Vorträge der bulgarischen, rumänischen und mazedonischen Tagungsteil-

nahmen Blocks der Souveränität – sowohl in den Herrschaftsbereichen der Politik als auch in jenen der Vernunft. Nun gehört Bulgarien zwar zu jenen Ländern, welche die Todesstrafe gesetzlich vorsehen, ohne sie anzuwenden; das weitverbreitete Gefühl eines Mangels an staatlicher Souveränität setzt aber, wie es in der Diskussion hieß, allenthalben das Begehren nach der von Derrida befragten „Ontotheologie“ der Entscheidung frei.

Der französische Blick auf Sofia trug diesem spezifischen Knoten nicht immer Rechnung. Der Straßburger Philosoph Jean-Luc Nancy beispielsweise schien in seiner Auslegung der Weisheit in ihrem Namen führenden Stadt Sofia, die er als geopolitischen Kreuzungspunkt und Schnittstelle dreier Weltreligionen der Gattung des Monstros zuordnete, vor allem nach einer Adresse für seine Utopien der Fremdheit zu suchen. Die Millionenstadt, die als Ensemble von kyrillischen Schriftzeichen, Kathedralen, Synagogen und Moscheen wie die steingewordene Balkanisierung der Zeichenwelt anmutet, verleitete offenbar manchen dazu, das ganz Andere in greifbare Nähe zu rücken. Auch der Bochumer Philosoph Bernhard Waldenfels stellte seine

Ivaylo Znepolski beispielsweise, der Leiter des Sofioter „Hauses der Wissenschaften“ und ehemalige bulgarische Kulturminister, unterzog die Wahl von Simeon II. sowie die medialen Reflexe dieser phantomhaften „Rückkehr des Monarchischen“ einer klugen Analyse. Im Postkommunismus sei das Machtvakuum im Zentrum der Demokratie, wo ja nur das ganze Volk den Status des Souveräns innehat, als leerer Ort sichtbar geworden, die jeden Machthaber als Usurpator und jeden Wahlsieger zugleich als Feind erscheinen ließ. Der aus dem spanischen Exil zurückgekehrte König gelte den Bulgaren gerade deshalb als Hüter dieser Vakanz, weil er als natürliche Autorität die Macht gar nicht benötige. Insofern sei die Wahl der Hoheit nicht unbedingt als Restauration zu verstehen, sie könne als befreiender Übergangsdiskurs auch eine „Brücke zur Normalität“ schlagen.

Die auf der Tagung herumgereichte metaphorische Handpuppe des Monstros, welche wortgeschichtlich auch ein entstelltes Zeichen in sich trägt, vermag also durchaus Konstruktionsarbeiten zu leisten. Daß auch die Dekonstruktion jene Geister, die sie aufruft, nicht unter ihrer väterlichen Kontrolle halten kann, zeigte sich in der



VOLKER SCHLÖNDORFF HADERT MIT DEM DEUTSCHEN FILM

Das Rednerpult des Rektors, der die Begrüßung zur Chöfische erklärt hat, steht auf der Bühne, das des prominenten Gastes, der ins gut gefüllte Auditorium gekommen ist, hingegen davor. Etwas Höhenunterschied muß schon sein. Für Volker Schlöndorff, der an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg in diesem Wintersemester die Gerhard-Mercator-Professur innehat, ist das mehr als eine Stillfrage. Die Rhetorik oben ist nicht frei von Salbung, seine Diktion dagegen trocken, nüchtern und nicht ohne Selbstironie. Immer schön auf dem Boden bleiben, denn das Thema gibt bestimmt keinen Anlaß zum Abheben: Kann der deutsche Film besser sein? „Eine rhetorische Frage“, sagt Schlöndorff. Keine, die hier beantwortet werde. Vor allem aber eine uralte; schon anno 1961 habe Joe Hembus geschrieben: „Der deutsche Film kann gar nicht besser sein.“ Viele seiner Argumente hätten damals Eingang in eine öffentliche Erklärung gefunden, die 1962 ganz in der Nähe abgefaßt wurde: ins Oberhausener Manifest. „Im deutschen Film kommt Deutschland nicht vor“, lautete der Befund damals. „Wir wollen Filme machen, in denen Deutschland vorkommt“, war die Losung. Eine Wendemarke. Lang ist's her. Zwei Antworten auf die Preisfrage verwarf Schlöndorff von vornherein als zu bequem, zu langweilig, zu pauschale Ausreden: Zum einen, daß die deutsche Gesellschaft keine Filmgesellschaft sei, weder kinofähig noch fotogen und allzu harmonie-süchtig; zum anderen, daß die Absurdität der Viel-Länder-Förderung, die mehr mit einem Wanderzirkus als mit Filmindustrie etwas zu tun habe und das Mittelmaß programmiere, keine besseren Filme zulasse. Ein „historisches Seminar im Schnellgang“ sollte keine Antworten, aber neue Fragen aufrufen, vor allem aber die Geschichte des Problems: „Statt Wirklichkeit wird in deutschen Film meistens eine Idee verfilmt.“ Was ist ein deutscher Film? Die Frage habe sich, so Schlöndorff, am Anfang des Kinos gar nicht gestellt, sie sei erst 1914 aufkommen und mit der Gründung der Ufa 1917 ideologisiert worden. Pappmaché oder Wirklichkeit, Zerstreung oder Realismus, solche Gegensatzpaare bestimmen seinen „Ausflug in die Filmgeschichte“, von „Eine Stadt sucht ihren Mörder“ zur Oetker-Verfilmung auf Sat.1 sei es ein weiter Weg. So deutsch wie zur Nazi-Zeit sei der deutsche Film nie gewesen, doch habe er sich danach nur fünf Jahre lang der unmittelbaren Wirklichkeit gestellt: „Schluß mit der Vergangenheitsebewältigung hat auch Schluß mit der Vergangenheit überhaupt bedeutet.“ Die fünfziger Jahre werden als „Schulzenkartell“ abgehakt, das das „Oberhausener Manifest“ und mit ihm Regisseure wie Alexander Kluge, Ulrich Schamoni und – „ein Kapitel für sich“ – Rainer Werner Fassbinder dann gesprengt hätten. Heute aber seien die Gestalten aus den fünfziger Jahren auferstanden aus ihren restaurativen Gräbern und besetzten die Glotze: „Gute Zeiten, schlechte Zeiten.“ Das Fernsehen, das Konflikte kurzfristig aufbaut, Harmonie herstellt und alles restlos erklärt, habe nur Bilder, die man sofort vergißt, und Personen, mit denen man sich nicht auseinandersetzen wolle. „Vom Kinobesuch erwarte ich das Gegenteil“, insistiert Schlöndorff: „daß der Film mir nachgeht.“ „Lola rennt“, „Das Leben ist eine Baustelle“ oder „Die Unberührbare“ seien solche Filme. „Am Ende meines Lateins“ kommt der Gerhard-Mercator-Professor zu einem salomonischen Resümee: „So richtig gut war der deutsche Film nie, wenn man einen strengen Maßstab anlegt. Aber wenn man ihn liebt, war er eigentlich nie schlecht.“ ANDREAS ROSSMANN



Suns bleibt immer noch Paris: Der Ruhm der britischen und amerikanischen Populärkultur blüht in Sofia schon ab. Foto Wolfgang Eilms

nehmer, steht in Südosteuropa im engen Austausch mit den Fragen der Alltagserfahrung. Vielsagend, daß ein Vortrag über die „sagenhafte Textur des Ethnonationalismus“ deshalb ausfiel, weil der aus Sarajevo stammende Redner aufgrund von Visaproblemen nicht nach Bulgarien einreisen konnte. Die Überschreitung von Grenzen ist auf dem Balkan mehr als ein Theorem.

In seinem Eröffnungsvortrag widmete sich Derrida einmal mehr der Todesstrafe, mit welcher er das Grundproblem aller Souveränität und mithin auch des Nationalstaates überhaupt verknüpft: Alle Staatsgewalt ist in dieser Hinsicht Schwundstufe der göttlichen Entscheidungsmacht über Leben und Tod. Derrida plädierte für eine Teilung des metaphysi-

„Politik an den Grenzen der Normalität“ dem monolithischen Block einer „großen Koalition der Normalvernunft“ gegenüber, die von Platon bis Hegel einfach einfach schluckt: *On connaît la chanson*.

Daß sich das emphatisch verteidigte Niemandsland längst in vertrautes Terrain verwandelt hat, daß der Adventismus des Unverwundbaren im Kontext dekonstruktiver Vorträge längst für maximale Erwartbarkeit sorgt – für diese performativen Widersprüche blieben gerade die in exegetischen Wiederholungsgesten befangenen Redner blind. Zum Glück brach sich auf der Tagung immer wieder der Wille Bahn, die Dekonstruktion jenseits ihrer mittlerweile erschöpften Verlaubarungssprache für Lesarten konkreter Konstellationen fruchtbar zu machen.

brenzligen Diskussion um Derridas 1993 erschienenen Buch „Marx' Gespenster“. Zwei äußerst eigenwillige linke Auslegungen der vorwiegend textuellen Erinnerungsarbeit nötigten den Philosophen, sich schützend vor das eigene Werk zu stellen und Marx mit deutlichen Worten aus dem Kontext der osteuropäischen Zeitgeschichte herauszulösen. Interessanterweise führte Derrida das Mißverständnis auf mögliche Übersetzungsprobleme zurück, während er andererseits den unermüdeten Dolmetschern seinen besonders innigen Dank aussprach. Man könnte das als väterlichen Zuspruch für weitere Versuche betrachten, die Aufgabe der Dekonstruktion nach Osteuropa zu übertragen – einen Zuspruch freilich, der von einem unübersehbaren Kopfschütteln begleitet wird.

